

Halleische Zeitung.

Bezugs-Preis... Halle, Freitag 23. November 1894.

Anzeige-Beziehen... Halle, Freitag 23. November 1894.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nummer 549. Halle, Freitag 23. November 1894. Berliner Bureau: Berlin C, Brüderrade 3. 186. Jahrgang.

Neueste Nachrichten.

(Eigene Drahtberichte und Fernsprechnachrichten.) Berlin, 23. November. Der Ausschuss des Handelsstages beschloß eine Resolution, in welcher die Nothwendigkeit eines erweiterten Schutzes gegen unläuterer Wettbewerb...

nicht besagen sein, was Alle, die es mit ihrem Mandat ernst nehmen, wünschen müssen. Die Kabinets sehen in dem Projekt einen Angriff auf das ihnen verbriefte Recht...

ralte anzunehmen, daß das Plus an Matricularbeitragen gegen über den Ueberleistungen an die Einzelstaaten etwa 34 bis 35 Millionen betragen werde.

Deutsches Reich.

\* Der Kaiser befehlt nach der Meldung des Berliner Tagebl. am 1. Dezember auf der Rückfahrt von dem Jagdbesuch beim Fürsten Lichnowsky das dortige Leib-Kürassier-Regiment. Die Anstiftung erfolgt in Dresden um 1 Uhr, die Abfahrt nach Berlin um 4 Uhr Nachmittags.

\* Die Erfolge der niederländischen Waffen, während wie sie sind, haben doch nur um den Preis schwerer Verluste erzwungen werden können, und das erzielte Resultat wäre im Wesentlichen mittelst eines ungleich geringeren Risikos zu sichern gewesen.

Der Interpellations-Antrag.

Paris, 21. November. (Von unserem Pariser Korrespondenten.) Trotsdem die Kammer seit Beendigung der Ferien nur gerade rund ein Duzend mal Sitzungen abgehalten, kann dieses doch nicht ein einziges Mal dieser Beratungen aufgewiesen. Die Zeit ist fast ausschließlich durch die Besprechungen der Interpellationen ausgefüllt worden...

In der ersten Besprechung, die am 2. Dezember stattfand, mußte ein erheblicher Mann sein, wenn er das Schiff verlässe, und statt des alten Aussees einen neuen Kurs steuern sollte. Er werde den Kurs, den er bisher gefahren, auch ferner einhalten, wobei er darauf rede, daß der obere Steuermann, der uns bisher durch die Unthun geführt hat, das Schiff auch glücklich in den Hafen bringen werde.

\* Der Zweifelsfall im Lager der Sozialdemokratie verdrängt sich durch einen Artikel, welchen der Reichstagsabgeordnete von Bollmar in der „Münchener Post“ als Erwiderung auf Angriffe Babels gegen ihn veröffentlicht.

So war es z. B. dem Grafen Douville-Maillefeu plötzlich klar geworden, daß eine Konversion der 3prozentigen Rente in eine 2 1/2prozentige absolut geboten sei, und natürlich fühlte er sich auch sofort gedrungen, diese Erkenntnis der Kammer beim Beginn der gestrigen Sitzung mitzutheilen. Der Finanzminister Rouvier erklärte darauf, nun die Frage aufzuwerfen, müsse sie erledigt werden, und so erledigte der Antragsteller was er wollte, nämlich seinen Kollegen wieder einmal den Beweis zu liefern, welsch wunderbares Talent der Herrschaft in ihm schlummere, das nur zu selten Gelegenheit habe, sich zu betheiligen.

Die „Vossische Zeitung“ befindet sich auf argem Holzwege, wenn sie zu den Auslassungen des Herrn von Hammerstein bemerkt, „man wird vermuthen dürfen, daß Herr von Hammerstein auch in der Handelspolitik nach ganz dem Kurs einhält, wie vor nur drei Jahren, wo er einflußreiche Agrarier und Gegner der Rechte war, daß er sich auch am Standpunkt der Freunde hielt, die ihn im Landwirthschaftsrathe unterstützten, indem sie die maßlosten agrarischen Forderungen heilten.“

\* Herr Eugen Richter hat kürzlich eine Schrift mit dem Titel „Erinnerungen“ veröffentlicht, deren Langweiligkeit stärker ist, als das Interesse, das selbst die Getreuesten an seiner Person nehmen. Ein buchhändlerische Fehlschickung weniger gewohnt als an politische Mißerfolge, und erlierte offenbar auch schmerzlicher empfindend, giebt sich der Bestehtheit des Verlags, „Fortschritt, Altinstitutiell“ im politischen Theile der „Frei-Bl.“ alle erdenkliche Mühe, das tausende frei. Publikum auf den neuen Artikel aufmerksam zu machen und dessen Vorsage anzupreisen.

Wollte es aber wirklich dahin kommen, daß eine Diskussion darüber stattfinden, so steht sehr zu fürchten, das Resultat werde

\* Zur angeblichen Ministerkrise will der „Hein. Courier“ aus besserer Quelle erfahren haben, daß Staatsminister von Bötticher nach Einwilligung des Grafen von Caprivi ein Schreiben an S. Majestät der Kaiser richtete, worin er sagte, falls S. Majestät der Kaiser Vertrauen zur jetzigen Regierung nicht habe, stelle auch er kein Parteistück zur Verfügung. S. Majestät antwortete in einem halbvollen Schreiben, daß er die Demission ablehne und übersandte Herrn von Bötticher an demselben Tage zu dessen silbernen Hochzeit unter Glückwünschen eine große Stauduhr als Geschenk.

\* Die die „Nordb. Allg. Ztg.“ schreibt, ist nach dem augenblicklichen Stande der Aboerberatung im Bundes-

Vertical text on the left margin: 5028, 1544, 52, 521, 522, 527, 530, 531, 532, 533, 534, 535, 536, 537, 538, 539, 540, 541, 542, 543, 544, 545, 546, 547, 548, 549, 550, 551, 552, 553, 554, 555, 556, 557, 558, 559, 560, 561, 562, 563, 564, 565, 566, 567, 568, 569, 570, 571, 572, 573, 574, 575, 576, 577, 578, 579, 580, 581, 582, 583, 584, 585, 586, 587, 588, 589, 590, 591, 592, 593, 594, 595, 596, 597, 598, 599, 600.









(Nachdruck verboten.)

**Die Tochter des Kapitäns.**

[4] Roman von G. Rosenthal-Bonin.

Die Florios hatten ſowohl den Kapitän, Herrn Hoorn, ſowie dieſen Stellvertreter, einen Herrn Holle — ſeltſame Namensgleichheit mit dem Steuermann des Lohengrin; es gab aber, wie die Nachforſchungen das an den Tag gebracht, Hunderte Holles — ſehr gerühmt. Das Schiff, er hatte es im Hafen geſehen, war prächtig. Wenn er dem Kapitän gefiele, ſo wäre die Sache in Ordnung; weſhalb ſollte er dem Schiffseigner nicht gefallen? „Jetzt werde ich friſch wirken und ſchaffen können in einem Beruf, der mir lieb iſt, und mir mein Brod ſelbſt verdienen“, das waren die Gedanken des jungen Mannes, während er ſeine Blicke über all die Herrlichkeit der Natur und Kunſt ſchweifen ließ und ſeinem Ziel entgegenfuhr.

Jetzt war es erreicht, der Stellwagen hielt in einer engen, nicht paradiſieſch duftenden Gasse und Friß Beſtaluz frug nach der Villa Hoorna, wie man hier ſagt.

Ein Knabe führte ihn hinauf und bald ſtand unſer Freund an der Gartenthür und an dem grünen Tiſch, an welchem wir geſtern den Kapitän und Gilba, Thee frühſtückend, ſahen.

„Mein Name iſt Beſtaluz“, ſtellte Friß ſich vor, „aus Bremen“, und überreichte dem Kapitän ein Briefchen ſeines Vrenners in Genua.

Der Kapitän durchſlog dies und betrachtete den Ueberbringer. Das war wirklich eine Seemannsgeltalt, das ſchöne, offene, kühne Geſicht und die großen treuherzigen, guten Augen!

„Sie waren nicht immer Seemann?“ frug jetzt Herr Hoorn, in Frißes Papieren blättern.

„Nein, ich bin ſchon nach Kalifornien und Braſilien als Steuermann gefahren, aber ſozusagen aus Liebhaberei, ich war früher reich, jetzt geht's ums Brod.“

„Sie haben Ihr Vermögen verloren?“ erkundigte ſich, die Augen einen Moment auf den großen Mann heftend und dann ſie ſofort niederſchlagend, der Kapitän.

„Ja, es war eine Erbiſchaft, die mir entging“, antwortete ausweichend Friß und ſeine Züge zeigten Mißbehagen und ſehr deutlich, daß es ihm unangenehm war an dieſer Sache zu rütteln und von ihr reden zu müſſen.

Der Kapitän nahm dies wahr. „Sie werden einen ſtrengen Dienſt haben“, änderte er das Geſprächsthema. „Es wird keine Liebhaber- und Vergnügungsfahrt für Sie werden. Der „Neptun“ hat einen eigenen Bau, er iſt etwas lang, in San Franzisko gebaut, und die Mittelmeerwellen ſind kurz; der Steuermann darf demnach wohl auf ſeinem Poſten ſein“, erläuterte der Kapitän.

„Ich weiß dies“, antwortete Friß. „Ich habe als Cleve der Navigationsſchule Livorno viele Kursfahrten nach allen Richtungen hin geführt und meine Probefahrt von Genua bis Konſtantinopel in der Aequinoſtialzeit gemacht; ich erhielt die Prima!“

„Dort kann man etwas lernen“, äußerte der Kapitän, „und ich hoffe, Sie habens gethan. Ich gebe ſonſt nicht viel auf dergleichen Schulfahrten, die Herren Kommandeure winken da mit Händen und Füßen und es müſſte jemand ſchon ſehr ungemerkigt ſein, wenn er dieſe zarten Anweiſungen nicht begriffe. Nun aber, Sie gefallen mir, Sie ſagen ja, daß Sie über den Ocean gefahren. Ich will es mit Ihnen verſuchen. Gilba, bringe eine Flaſche Wiſki und etwas Frühſtück dem Herrn Beſtaluz, ſo lautet doch Ihr Name?“

„Der Herr Beſtaluz“, beſtätigte unſer Freund.

„Der Herr Beſtaluz wird Appetit haben“, ſprach der Kapitän zu Gilba.

Dieſe ſchraf zuſammen, ſie erwachte wie aus einem Traume. Wo hatte ſie dieſen Mann ſchon geſehen? Weſhalb ſchien er ihr ſo bekannt? Schon einmal hatte ihr Herz beim Erblicken

dieſes ſchönen, jugendlichen Menſchen erbebt, das muß vor Jahren geweſen ſein, und jetzt ſieht ſie ihn kräftiger, gereifter, ſchöner als je wieder.

Friß ſchien jetzt erſt die junge Dame zu bemerken.

„Meine Tochter Gilba“, ſtellte der Kapitän vor.

Friß verbeugte ſich mit der Haltung eines Mannes, der an die Formen der feinen Geſellſchaft gewöhnt iſt.

Gilba erröthete und eilte in das Haus. Sie trat, was ſonſt gar nicht ihre Gewohnheit war, vor den großen Salonspiegel und ſchob ihr wellig krauſes Haar tiefer in die Stirn und dann gab ſie Auftrag Wein, Fleiſch und Früchte in den Garten zu bringen. Ihr ſelbſt klopfte das Herz ſo, daß ſie vorerſt nicht vor dem Fremden zu erſcheinen ſich getraute; ſie ging hinauf in das obere Stockwerk, in ihr Zimmer und ſaß dort eine Minute in ihrem Lehnſeſſel vor dem Arbeitstiſchen. Es litt ſie nicht dort, wenn der Fremde bald ginge, ſo würde ſie ihn nicht mehr ſehen, und ſehen mußte ſie ihn, um herauszufinden, wo ſie ihm früher einmal begegnet und weſhalb er wieder einen ſo ſonderbar ergreifenden, erſchütternden Eindruck auf ſie machte, daß ſie gar nicht wußte, wie ihr's ums Herz; und doch ſcheute ſie ſich, ihm entgegen zu treten, und doch fürchtete ſie ſich davor, daß er ſie anſpreche, und wünſchte es dennoch wieder ſo ſehnlich. Seine Sprache, obwohl ſie dieſelbe nicht verſtand, denn ſie war deutſch, klang ihr ſo bekannt, wie wunderliebliche Muſik, die ihr lange Zeit in den Ohren geklungen und jetzt wieder mit aller Macht in ihre Seele drang. Mit einer energiſchen Bewegung ihres Kopfes richtete ſie ſich auf und begab ſich, äußerlich ruhig, zu den Herren in den Garten hinab.

„Meine Tochter verſieht kein Deutſch“, wandte ſich jetzt der Kapitän zu Friß. „Sie iſt in Holland erzogen. Sprechen Sie holländiſch?“

„Brillant nicht. Ich kann mich in dieſer Sprache verſtändlich machen, namentlich in allen Dingen, die den Seeverkehr betreffen, ob ich jedoch mit einer jungen Dame mich darin unterhalten kann, iſt fraglich.“

Friß hatte dies holländiſch geſprochen.

„Es ſcheint ja ganz gut“, nahm jetzt Gilba wieder erröthend Theil an der Unterhaltung; ihre Stimme klang gepreßt, zitterte jetzt, ſo daß ihr Vater erſtaunt zu ihr aufſah.

„Das gnädige Fräulein iſt ſehr nachſichtig“, erwiderte Friß galant, wandte ſich aber jetzt dem Braten und dem Weine zu, denn er hatte Hunger.

Ueber Gilbas Geſicht huſchte hierbei ein Schatten von Verdruß, dann lächelte ſie.

Friß war ein gewaltiger Eſſer und ließ es ſich ungenirt ſchmecken; dieſe Art und Weiſe gefiel Gilba. Er aß wie ein Mann und ein Kind zugleich. Es war ein Vergnügen, ihn eſſen zu ſehen und Gilba erinnerte ſich, mit ihm zuſammen auch ſchon geſſen zu haben. „Wo nur, wo nur...?“

„Waren Sie ſchon einmal in New-York?“ richtete jetzt Gilba an den Gaſt das Wort.

„Wohl, Fräulein, vor drei Jahren“, antwortete Friß, die Gabel niederlegend und ſich ſorgſam den Mund wiſchend.

„Dann haben wir uns ſchon einmal geſehen“, ſprach Gilba ganz freudig. „Im Hotel Continental!... Sie waren mein Tiſchnachbar.“

„Das kann ſein“, gab Friß ziemlich unberührt von dieſer Reminiſzenz zurück. „Ich wohnte dort drei Monate.“

Gilba ſah ſehr verdrossen aus bei dieſer kühlen Antwort. „Ich erinnere mich Ihrer noch recht gut“, gab ſie bekommen zurück. „Sie waren damals noch nicht ſo groß und ſtark, ſonſt aber haben Sie ſich gar nicht verändert. Ich muß dagegen ein ganz anderes Geſicht bekommen haben, daß Sie mich nicht mehr wiedererkennen“, fügte Gilba, die Augen niederſchlagend und wieder erröthend, hinzu.

„Drei Jahre ſind eine lange Zeit“, meinte Friß, „da kann man ein Geſicht ſchon vergeſſen, vielleicht war ich damals auch



„Nein, Sie können gehen.“  
 Der Polizeichef lächelte, als der Spion sich entfernte.  
 „Wirklich schlau ausgedacht,“ murmelte er vor sich hin.  
 „Er will ebenso behandelt werden, wie seine Mitgefangenen, damit jene, die uns etwa entweichen, ihm nicht an den Krügen gehen. Nun, sein Wille geschehe, er soll haben, was er sich gewünscht.“

Am selben Abende fanden die Verhaftungen statt. Ueber rascht und keinen Verrath ahnend, wurden die vollständig versammelten Mitglieder der aus Studenten, Künstlern und jungen Doktoren bestehenden Gesellschaft festgenommen. Sie leugneten auf das entschiedenste, gegen die Regierung konspirirt, und behaupteten, nur soziale, aber nicht politische Erörterungen gepflegt zu haben. Die Schergen des Generals Wladimitrowitsch zuckten nur ungläubig die Schultern. Unter den zweihundzwanzig befand sich auch Radowitsch, der am lautesten seine Unschuld betheuerte. Nach einem Monat fand die Verhandlung statt. Radowitsch war nicht etwa als Zeuge berufen worden, sondern nahm den Platz auf der Anklagebank ein; alle zweihundzwanzig wurden schuldig gesprochen. Zwölf wurden nach Sibirien verbannt. Radowitsch schrak unwillkürlich zusammen, als er sich mit den übrigen neun zum Tode verurtheilt hörte, obgleich es ihm bewußt war, daß ja damit nur dem mit General Wladimitrowitsch getroffenen Abkommen entsprechend gehandelt werde.

„Zum Tode durch Pulver und Blei!“ sagte er mit klappernden Zähnen, die Sentenz des Urtheils nachsprechend, das am nächsten Morgen auf dem Glacis vor den Festungswauern vollstreckt werden sollte. Dabei wiederholte er sich stets im Geiste, daß ja diese Worte keinen Bezug auf ihn hätten, weil der Czar selbst Verräthern Wort halten müsse, da sich sonst in Zukunft Niemand mehr finden würde, der ihm in dieser Weise diene.

Belinski und die Uebrigen beruhigten sich bald und nach einem eiligen Lebewohl an ihre glücklicheren Gefährten wurden sie in ihre Zellen zurückgeführt.

Einige der Gefangenen schliefen so ruhig, als ob sie die furchtbare Tragödie, die sich am nächsten Morgen abspielen sollte, garnichts anginge. Nicht so Radowitsch. Er ging gleich einem wilden Thiere im Käfig hin und her, von Zeit zu Zeit ängstlich nach der Thür horchend, ob er nicht die Schritte des Befreiers vernähme, welcher kommen sollte, um ihn der Freiheit und den Freuden des Lebens zurückzugeben. Die lange Nacht verrann nur allzu rasch für ihn, dessen Befreiung sich so ungewöhnlich verzögerte. Er hatte General Wladimitrowitsch im Gerichtshofe während des Prozesses täglich gesehen, und es hatte ihm geschienen, als ob dieser ihm durch Blicke Zeichen gegeben, daß alles in Ordnung sei.

Die zwei Aufseher, welche Radowitsch zu bewachen hatten, bemühten sich vergebens, ihn zu veranlassen, daß er sein Lager aufsuche.

„Er kann jeden Augenblick kommen,“ murmelte er vor sich hin, „und es ist besser, wenn ich wach bin, damit kein Mißverständnis eintrete.“

Seine Kehle war ausgetrocknet, seine Zunge klebte am Gaumen, doch wies er jede Erfrischung zurück und trank weder Wasser noch Wein. Der Angstschweiß trat ihm auf die Stirn, er zitterte vor der drohenden Vernichtung.

Endlich begann ein fahler Lichtschein durch die erblindeten Fensterscheiben der Zelle zu dringen. Es waren die ersten Strahlen des Tages, der das Leben der Verurtheilten beenden sollte. Und nun begann Radowitsch in wilder Hast seinen Wächtern zu erzählen, daß seine Verurtheilung nur zum Scheine geschehen sei. Die beiden Männer warfen sich bedeutame Blicke zu, die zugleich Mitleid mit dem armen Gefangenen aussprachen, jagten aber nicht ein Wort.

Nach Ablauf einiger Minuten waren alle zehn, deren Todesstunde geschlagen, im Hofraume des Gefängnisses versammelt. Neun von ihnen waren ruhig und gefaßt; für sie war die Bitterkeit des Todes vorbei, einer davon war jedoch die Beute der schrecklichsten Todesangst, die sich in seinem abschlahen Gesicht mit den zitternden Lippen nur allzu deutlich ausprägte. Es war Radowitsch, an den sich nun die anderen mit aufmunternden Reden wendeten.

„Komm, Dimitri,“ rief einer, „wir alle schulden der Natur unser Leben; besser, wir zahlen die Schuld jetzt, als später.“

„Kopf empor, Kamerad,“ sagte ein anderer, „mache diesen Söbdingen nicht die Freude, Dich betrübt zu sehen!“

„Es ist nur ein Mißverständnis, es kann nicht sein,“ murmelte stieren Blickes der Unglückliche. „Wo ist General Wladimitrowitsch?“

„Er ist nie bei Exekutionen zugegen,“ antwortete der Soldat, an den sich Radowitsch mit dieser Frage gewendet. „Er hat seine Ordres bereits letzte Nacht ertheilt.“

Hierauf setzte sich der traurige Zug der Todeskandidaten nach Glacis vor den Festungswerken in Bewegung. Ein Priester mit dem Kreuzifix ging voran, die Verurtheilten folgten einer nach dem andern in ihrem Todtenkleide, einem Kittel aus weißem Leinen.

Die Sonne war noch nicht völlig aufgegangen, als der Zug langsam dem Orte der Exekution zuschritt. Das Leben der Verurtheilten zählte nur noch nach Minuten und näherte sich mit furchtbarer Raschheit mit jedem Schritte, den sie thaten, mehr seinem Ende. Endlich erreichten sie den bestimmten Platz. Man hatte zehn Pfähle in die Erde eingrammt, an welche die Verurtheilten gefesselt wurden. Vor ihnen marschirte eine Kompagnie Soldaten auf, deren gegen sie gerichtete Flintenläufe im erlitten Glanze der aufgehenden Sonne funkelten. An der Spitze der Truppe stand ein Offizier, der das Zeichen für die Fülllade geben sollte.

Und nun werden die letzten Todesvorbereitungen getroffen. Das Kreuz wurde den Verurtheilten zum Ruffe gereicht, hierauf von einem Abgesandten des Gerichtes nochmals das Urtheil verlesen, sobann der Stab gebrochen und den Delinquenten zu Füßen geworfen. Tiefe Ruhe herrschte in diesem Momente, man hätte das Summen einer Fliege hören können.

Da geschah etwas ganz Unerwartetes. Der Offizier, welcher das Zeichen zur Vollstreckung des Urtheils geben sollte, kommandirte kehrt und zog mit seiner Truppe ab. Den Verurtheilten wurde sodann mitgetheilt, daß der Czar sie begnadigt habe. Sie wurden von den Pfählen losgebunden. Es war ihnen, als ob sie aus einem bösen Traum erwachten, und sie schienen die Wendung ihres Schicksals anfangs garnicht zu verstehen. Dann unarmten und beglückwünschten sie sich, daß sie dem Leben wiedergegeben waren. Nur Einer verhelt sich stumm und ruhig. Als man ihn losband, fiel er nach vorwärts auf sein Angesicht.

„Er ist ohnmächtig geworden,“ sagte ein Soldat, „rasch Wasser her!“

Der Arzt trat hinzu und untersuchte den Mann. „Es ist nichts mehr nöthig,“ sagte er dann ruhig, „der Schreck hat ihn getödtet.“

Der Todte war — Radowitsch. Er brauchte nun die Rache seiner Genossen nicht mehr zu fürchten. Der Chef der geheimen Polizei hatte sein Versprechen pünktlich gehalten.

### Allerlei.

**Voltaire-Anecdoten.** Am 21. November vor zweihundert Jahren hatte die Welt die zweifelhafte Ehre, von Voltaire erblickt zu werden. Diefen verschmiztsten aller Ironiker zeichnete die Gabe aus, durch eine einzige schlagfertige Bemerkung die Lader auf seine Seite zu bringen. Einmal rühnte er den Dichter und Naturforscher Albrecht von Haller, der ihn selbst vielfach sehr getadelt hatte, in einer Gesellschaft. Einer der Anwesenden meinte: „Sie loben Herrn von Haller, Herr von Voltaire, aber er äußert sich doch ganz anders über Sie!“ — „Sie haben Recht“, erwiderte der Angeredete, „aber möglicher Weise irren wir uns Beide.“ — „Ei, um des Himmels willen!“ rief ihm ein junger Arzt zu, als er den Greis Voltaire noch spät Abends Kaffee trinken sah, „Sie trinken Kaffee? Kaffee ist ein langsames Gift!“ — „Sie mögen wohl recht haben“, entgegnete Voltaire, „denn ich trinke es, Gott sei Dank, schon an die sechzig Jahre.“ — Ein Maler hatte ihn einst als Apoll dargestellt; seine Weider machten sich über diese Geschmacklosigkeit lustig, denn der große Satiriker war bekanntlich nichts weniger als schön. Man hinterbrachte ihm die spöttischen Bemerkungen, und er erwiderte lächelnd: „Meine Feinde sollten froh sein; hätte mich der Künstler als Silen gemalt, so würde ich auf Einem von ihnen herumgeritten haben.“ — Einmal ließ Friedrich der Große Voltaires Büste in Gips mit der Inschrift: „Viro immortal!“ verfertigen und demselben als Geschenk überreichen. Der Dichter sprach seinen Dank mit den Worten aus: „Eu. Majestät fühle ich mich zu Dank verpflichtet für das Landgut, welches Sie in Ihrem eigenen Gebiet mir angewiesen haben.“ Einem Verleger schrieb Voltaire einmal: „Druck nur nicht so viel von meinen Werken, denn je größer das Gepäck wird, desto schlimmer komme ich auf meiner Reise zur Nachwelt fort.“ — In Sachen, welche seine Eitelkeit berührten, verstand er keinen Spaß. So hatte er einst, als er in Ferner seine Tragödie „Catiina“ schrieb, eine Loga angelegt, um sich zu begeistern, und deklamirte seine Verse in diesem Auszuge unter heftigen Geberden in den Aileen des Gartens. Einer seiner Gärtner wagte darüber zu lachen und wurde sofort aus dem Dienst entlassen. Am anderen Tage verwendeten sich Viele für den Aileen, aber der Herr von Ferner blieb unerbittlich. Er setzte ihm ein Jahresgehalt aus; in den Dienst aber, sagte er, könne er einen Mann nicht wieder nehmen, der dem — Cicero ins Gesicht gelacht habe. —

in Fritz  
e läge.  
ruffend an.  
geglaut.  
fest mit?  
obdurch so  
murmelte  
So sorge  
bist, denn  
kt,“ sagte  
i Monate  
  
Gefilben  
war, und  
nförmigen  
Stettin  
d Stadt-  
troße Eis-  
  
er feinem  
r bemüht,  
uarbeiten.  
n Schrift-  
e, Mann-  
affen und  
s Anwalt  
abhängig  
nach allen  
  
m Vater  
um dort  
e, aufzu-  
  
ohnung be-  
er mitzu-  
en gelang  
  
jezt den  
hlaenährt,  
Wirthin,  
  
r Affessor  
schmähten  
er er will  
arneifen!“  
rau weiter  
Stiefel-  
  
ß an dem  
  
nicht nur  
hen Lohn  
  
erzellenz?“  
och? Ich  
i, und ich  
schaffen.“  
  
an es be-  
at.“  
jene Ge-  
m Sie zu  
  
soll man  
.“  
  
en. Und  
gleichzeitig  
ken.“  
beruhigt  
ne Furcht  
  
Ordres?“



Nicht immer hatte er übrigens Glück mit seinem Wig. Zuweilen lachte man auf — seine Kosten. Schlimm erging es ihm z. B. mit einem seiner erbittertesten literarischen Gegner, mit Freron, der ihm einen gehörigen Bissen spielte. Freron hatte Voltaires Stück „Meropé“, bevor es auf die Bühne gebracht wurde, mit großer Bitterkeit getadelt; dennoch wurde es bei der Aufführung sehr beifällig aufgenommen. Um sich an dem Kritiker zu rächen, veranstaltete der Dichter eine neue prächtige Ausgabe der „Meropé“, in Quart, mit einem in Kupfer gestochenen Titelblatt, auf welchem ein Hiel einen Lorbeer abmagt. Freron nahm darauf in einer neuen Nummer seines kritischen Journals einen Theil seines früheren Tadelz zurück und zeigte bei dieser Gelegenheit auch die neue Auflage als sehr sauber und geschmackvoll an, mit dem Zusatz: „Mit dem Porträt des Verfassers“.

**Ueber den großen Brand**, der am 27. Oktober das West Street-Hotel in Seattle (Washington) in Asche legte und bei dem sechs Personen den Tod in den Klammern fanden, berichtet die „N.-Y. Staatsztg.“ folgende Einzelheiten: Das Feuer verbreitete sich mit Blitzgeschwindigkeit über die beiden oberen Stockwerke des Gasthofs, und die Treppen geriethen in Brand, ehe die Massen sich der Gefahr bewußt wurden. Die Bewohner mußten aus den Fenstern den verzweifeltsten Sprung in die Tiefe wagen und viele, die durch Rauch und Flammen sich einen Weg ins Freie zu bahnen suchten, gingen elend zu Grunde. Als die Feuerwehr ankam, stand das Gebäude im Innern vollständig in Flammen, während die unglücklichen Insassen, denen die Flucht abgeschnitten war, händeringend an den Fenstern standen und stehend um Hilfe riefen. Mehrere Männer, in deren Kammern es lichterloh brannte, sprangen verzweifelt in die Tiefe, einige kamen unversehrt davon, andere wurden mit zerschmetterten Gliedern aufgehoben. Ein Gast bediente sich mit Erfolg zusammengebundener Betttücher als Rettungseisels. An einem Fenster im oberen Stockwerke, 6—7 Meter vom Boden entfernt, stand mit einem Kinde im Arm ein junges Weib, deren Hilferufe einen beherzten Polizisten zur Stelle brachten. Dieser rief der Frau zu, ihr Kind ihm in die Arme zu werfen, er würde es schon sicher auffangen. Einen Augenblick zögerte die Mutter in banger Angst, während die gierigen Flammen verderbbringend näher rückten. Es blieb ihr keine Wahl. Noch einmal drückte sie das „Baby“ liebevoll an den Busen, dann warf sie es dem Polizisten zu, der das Kind glücklich auffing. Mit Hilfe eines langen Brettes, das er gegen die Wand lehnte, ermöglichte er auch der Mutter das Entkommen. In den Brandruinen wurden beim Wegräumen die Reste von sechsundzwanzig Leichen aufgefunden, die zum Theil bis zur Unkenntlichkeit verbrannt waren.

**Der Hochzeitskorb**, welchen Czar Nikolaus II. für seine Braut, die nunmehrige Großfürstin Alexandrowna, in Paris bereiten läßt, soll ein wahres Wunderwerk sein. Dem „N. Wien. Tagbl.“ wird über das kostbare Ding Folgendes mitgetheilt: Der Korb hat einen ganz bedeutenden Umfang und besteht völlig aus echtem Goldgeflecht. Den Versatz bildet das russische Kaiserwappen. Als Einfütterung wurde ein in den russischen Farben gewirkter, schwerer Brokat verwendet. Der Inhalt ist nahezu vollständig; man sieht die kostbarsten Spitzen in allen Farben, nur ein Artikel fehlt noch: das für die Juwelen bestimmte Fach nämlich ist noch leer. Die Agenten des russischen Kaiserhauses suchen eben noch nach Juwelen und Perlen. Borent gilt es, den Braut schmuck anzufertigen. Das Perlenhalsband muß nach und nach zusammengestellt werden, und man zählt die Perlenstücke dieser Perlen mit je 10000 Mark. Während große Brillanten verhältnismäßig leicht zu erhalten sind, ist es außerordentlich schwer, große Rubine und Smaragden aufzutreiben, die in fortlaufender Reihe die gleiche Größe zeigen würden; Geldangebote allein genügen nicht, gleiche Stücke in der gewünschten Größe sind sehr selten.

### Vom Büchertisch.

(An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher, Broschüren etc. angezeigt. Besprechung nach Auswahl vorbehalten.)

— **Die Geschichte des Erstlingswerks**“ betitelt sich eine sehr interessante Sammlung selbstbiographischer Aufsätze unserer hervorragenden Dichter, die von Karl Emil Franzos herausgegeben, in den nächsten Tagen im Verlage von Adolf Tise in Leipzig erscheinen wird. Das Buch, mit den Jugendbildnissen der Dichter geschmückt, enthält die Selbstbekenntnisse von Baumbach, Dahn, Ebers, Ebner-Eichenbach, Eckstein, Fontane, François, Fulda, Henje, Hopfen, Jensen, Lingg, C. F. Meyer, Schubin, Spielhagen, Sudermann, Voß, Wichert und Julius Wolff über ihren Entwicklungsgang und die innere Geschichte ihres Erstlingswerks. Schon bei dieser Gelegenheit sei bemerkt, daß eine eben erschienene englische Sammlung ähnlichen Inhalts eine Nachahmung der vorliegenden ist, deren Programm Franzos bereits vor vier Jahren veröffentlicht hat.

— **Allgemeine Geschichte der bildenden Künste** von Dr. Alwin Schulz, Professor an der F. I. Universität Prag. Mit zahlreichen Reproduktionen, Kunstbeispielen, Tafeln und Farbendrucken. 4 Bände, ca. 1600 Seiten, vollständig, in etwa 30 Lieferungen à 2 Mk., welche in zwanzig bis vierundzwanzig Monaten erscheinen werden. Neben den vorhandenen „Leitfaden“ und „Grundrissen“ hat es bisher an

einer zusammenfassenden, auf wissenschaftlicher Grundlage beruhenden aber für alle Kunstfreunde geschriebenen, eingehenden Darstellung der Entwicklung der bildenden Künste fühlbar gefehlt. Der durch seine kunsthistorischen Arbeiten in den weitesten Kreisen beliebte Gelehrte, Professor Alwin Schulz, bietet nun in seinem jetzt erscheinenden Hauptwerk ein höchst zeitgemäßes Werk, in welchem er die reichen Ergebnisse der kunsthistorischen Forschung der neuesten Zeit zusammengefaßt hat zu einer klar und geschmackvoll ausgearbeiteten vollständigen Darstellung des Entwicklungsganges der bildenden Künste von den ältesten Zeiten der Aegypter bis herab auf die „Modernen“ unserer Gegenwart. Der Gelehrte hat hier weniger für seine Berufsgegenstände, als vielmehr für alle Kreise des gebildeten und Bildung erstrebenden Publikums gearbeitet; am Familienlich soll sein Werk benutzt werden und zu lebendig förderndem Wirken gelangen. Diese neue allgemeine Kunstgeschichte, welche von der G. Grote'schen Verlagsbuchh. Separat-Comto Müller-Grote u. Baumgärtel herausgegeben wird, enthält eine umfassende, glänzende, künstlerische Illustration, in der sich das gesammte Kunstschaffen aller künsterflehenden Völker in reicher Fülle der Beispiele interessant und wirkungsvoll abspiegelt. Ein Blick in die vorliegende erste Lieferung läßt nicht darüber in Zweifel, daß diese Aufgabe glücklich durchgeführt wurde. Diese vortrefflichen Tafeln und Textbilder gewähren eine Anschauung der dargestellten Kunstwerke, die zu bilden und zu erfreuen vollkommen geeignet ist. Daher wird sich denn diese neue „Allgemeine Kunstgeschichte“ jedem Gebildeten bald unentbehrlich machen. Sie will den Kunstsin pflegen, die Freude am Schönen und an den über die Alltagswelt erhebenden Kunstwerken fördern; sie will dem Bedürfnis des Publikums dienen, das ein intimeres Verhältnis zu den bildenden Künsten erstrebt, wie das der Zug unserer Zeit, in der die bildende Kunst immer mehr an praktischer Bedeutung gewinnt, mit sich bringt. Ein solcher Plan, mit so reicher Kraft wie der Anfang zeigt, durch geführt, verdient überall die beste Aufnahme.

— Es giebt wenig Romane, die ein Lebensalter überdauern und doch Lebenswahrheit und Giltigkeit für spätere Geschlechter behalten, ihnen sogar Neues sagen. Zu diesen Seltenheiten gehört **Dostojewski's Raekolnikow**, von dem soeben im G. Grote'schen Verlag in Berlin eine illustrierte Ausgabe in der vortrefflichen Uebersetzung von W. Hensel in 10 Lieferungen à 40 Pf. zu erscheinen beginnt. Wie kein anderer ist dieser Roman für unsere Zeit und ihre sozialen Kämpfe bedeutungsvoll und lehrreich. Er zeigt uns in meisterhafter Darstellung die Geschichte eines armen Studenten, der ein ideal angelegter Mensch, durch materielles Elend und Ueberspannung des Geistes krankhaft erregt, zu der Idee sich versteinert, ein „Ungewöhnlicher“ zu sein und wie ein Napoleon über alle Schranken menschlicher Gesetze hinwegschreiten zu können, wie er frei von gemeinverbrecherischen Absichten nun seiner Theorie zuliebe zum Verbrecher wird, wie er dann nach der verbrecherischen That den Qualen des Gewissens unterliegt und endlich durch lange, schreckliche Selbstermarter und Reue doch noch den Willen zu einem edlen, geläuterten Leben findet. Die Illustration durch bekannte Zeichner, wie H. Lüders und W. Weimar, ist ausgezeichnet gelungen, reichhaltig und dadurch besonders werthvoll, daß Rußlands Land und Leute aus eigener Anschauung geschildert werden.

— **S. Frommleg**. Der kleinere Gewerbetreibende und das Handelsgesetzbuch. Ein Hinweis auf die einschlägigen Vorschriften des Handelsgesetzbuches und die Strabestimmungen der Kontursordnung nebst einer leicht verständlichen Anleitung zu einer einfachen, dem Gelege genügenden Buchführung. Zittau, Verlag der Pfabl'schen Buchhandlung, Preis 60 Pf. Das Schriftchen weist auf die hauptsächlichsten Pflichten hin, welche den Gewerbetreibenden gelegentlich obliegen, sobald sie als „Kaufleute im Sinne des Gesetzes“ gelten, selbst wenn sie nach den landläufigen Begriffen und nach ihrer eigenen Meinung gar keine Kaufleute sind. Namentlich soll es denjenigen Personen ein kleiner Leitfaden sein, deren Firmen wohl in das Handelsregister eingetragen sind, die aber von den Vorschriften des Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuches nur geringe Kenntniß besitzen. Das Schriftchen ist recht empfehlenswerth.

— **Zwischen Licht und Dunkel**. Neue deutsche Märchen von Carlot Gottfried Neuling. F. Fontane u. Co. Berlin 1894. 2 Mark. Es sind echte deutsche Märchen, die in ihrer einfachen, schlichten Erzählungsweise einen tiefen Eindruck hervorbringen; einige von ihnen dürften geeignet sein, als wirkliche Volksmärchen in die weitesten Kreise zu dringen. Der Verfasser hat es verstanden, den Gedanken, den er zum Ausdruck bringen wollte, in Handlung, in eine Geschichte umzuformen, so daß der naive Leser sich an dieser erfreuen kann, während der feiner Gebildete den tieferen Kern versteht. Durch mehrere der Märchen geht ein schwermüthiger, leise melancholischer Zug, zu dem der übermüthige Humor einen glücklichen Gegenfay bildet. In allen aber ist so viel Stimmung, so viel Empfindung, daß sie sicher auf jeden Eindruck machen werden, dem der Sinn für die Phantasie und der Zauber der Natur noch nicht durch die Nüchternheit des Alltags verloren gegangen ist. Zu den Märchen hat Philipp Frank ganz reizende Zeichnungen entworfen, die sich dem Charakter der Dichtungen vortrefflich anpassen. Das in jeder Beziehung fein und künstlerisch ausgestattete Buch ist zu Geschenkzwecken wie nicht leicht ein anderes geeignet.